

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Herrad Schenk

Die Rache der alten Mamsell

Eugenie Marlitts Lebensroman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

Inhalt

Prolog: Die Expertenrunde	7
Das Leben im Lexikon	10
Kränkungen	11
Die seriöse Biographie I: Kindheit (1825–1841)	16
Verwilderte Gärten	18
Die seriöse Biographie II: Jugend (1841–1847)	24
Mäzenin Mathilde	27
Aus einem geheimen, später beschämt vernichteten Tagebuch	33
Wien – eine Operette	41
Die seriöse Biographie III: Frühe Erwachsenenjahre (1847–1863)	48
Tournee ohne Ende	52
Das tapfere Fräulein John	62
Kann man denn etwas verlieren, das man nie besessen hat?	73
Der schwarze Tunnel, das Nebeltal	84
Die seriöse Biographie IV: Spätere Erwachsenenjahre (1863–1887)	92
Die Expertenrunde I: Der Herr von der »Gartenlaube«	97
Die Expertenrunde II: Der Herr von der Literaturwissenschaft	101
Immer am Rand	110
Die Expertenrunde III: Die Werkstatt der Dichterin	119
Männer	126
Die Psychologie des Frauenherzens	140

Die Expertenrunde IV:

- Der Herr von der Psychoanalyse 151
- Primär chronische Polyarthritis 159
- Das Leben, durch das Fenster betrachtet
(Tagebuchnotizen aus den letzten Jahren) 167
- Beim Wiederfinden meiner Gedichte aus der
Jugendzeit 177

Die Expertenrunde V:

- Die Gesellschaft für Trivialität und Transzendenz 178
- Am Boden 186
- Epilog: Der Triumph der alten Mamsell 197

Anmerkung und Quellenverzeichnis 202

Prolog: Die Expertenrunde

In einem hohen alten Raum sitzt im dämmrigen Licht eine Gestalt beim Fenster. Von ihrem Gesicht ist nur wenig zu erkennen, ihre Züge verschwimmen im Halblicht, und nur ihre Silhouette hebt sich vor dem helleren Fenstervorhang ab, so wie hier und da auch die Konturen schwerer, umständlicher Möbel hervortreten: eine Anrichte, ein Eckschrank, ein Tisch, ein paar ausladende Sessel und strenge hochlehnlige Stühle. Die Person sitzt anscheinend in einem Schaukelstuhl, denn sie bewegt sich ganz leicht vor und zurück. Nein, es ist ein Rollstuhl mit riesigem Untergestell, auf dem halb ausgestreckt, halb angewinkelt, die Beine der Person ruhen. Sie ist bis zur Taille in eine Wolldecke gehüllt und hat die Arme rechts und links auf den Lehnen abgelegt. Sie blickt aus dem Fenster auf die Straße.

Und dann fängt das Halbdunkel an zu atmen, sich zu beleben. Die Dielen knacken, die Schränke räuspern sich, das Perpendikel der Standuhr tickt hart, im Kachelofen schimmert ein schwacher Feuerschein auf, Holz knistert, man hört Geräusche von der Straße her und Stimmen im Treppenhaus, die Gardine bewegt sich im Luftzug. Ruckartig ergreift die Person die Seitenhebel ihres Fahrstuhls und steuert ihn geschwind auf die Salontür zu. Die Tür öffnet sich, helles Licht fällt von den Lüstern herab. Die invalide Dame im Rollstuhl ist plötzlich verschwunden. Statt dessen sitzen in den Biedermeierstühlen um den Tisch, sehr aufrecht und ernsthaft, die Herren Biographen.

»Uns kommt die wichtige, wenngleich kaum leicht zu lösende Aufgabe zu, der Welt ein angemessenes – und das heißt

ja wohl: ein möglichst wahrheitsgetreues – Bild von ihrem Leben und Werk zu vermitteln«, erläutert der den Vorsitz führende Herr von der GESELLSCHAFT FÜR TRIVIALITÄT UND TRANSZENDENZ. »Wie Sie wissen, verfügen wir über einiges gemeinsame Material, gehen dabei aber doch von recht unterschiedlichen Ansätzen aus.«

»Ich denke, das literarische Urteil steht inzwischen fest«, äußert der Herr von der Literaturwissenschaft und klopft zur Bestätigung auf die vor ihm liegende, erst kürzlich von ihm herausgegebene annotierte kritische Gesamtbibliographie zur Trivilliteratur.

»Protestiere! Wir möchten hier ganz entschieden Einspruch erheben gegen den arroganten Überlegenheitsanspruch, den Sie immer wieder mit der Sichtweise Ihres Jahrhunderts verbinden«, erklärt der Herr von der »Gartenlaube« mit einiger Schärfe. »Immerhin kann ich Ihnen, das versichere ich, eine ganze Reihe von anderslautenden Gutachten namhafter und sachkundiger Zeitgenossen vorlegen.«

»Ich bestehe darauf, daß wir zugleich werkimmanent *und* lebensgeschichtlich vorgehen. Nur so können wir die eigentliche Problematik tiefenpsychologisch erschließen«, gibt der Herr von der Psychoanalyse zu bedenken. »Das heißt vor allem, daß privates Brief- und Tagebuchmaterial, so vorhanden, intensiv genutzt werden muß. Wie wollen Sie ohne Einfühlung in das subjektive Erleben zu einem Verständnis ihrer mysteriösen Erkrankungen gelangen?«

»Meine Herren, Ihre fachliche Kompetenz in Ehren, aber hier ist Interdisziplinarität angesagt. Die GESELLSCHAFT FÜR TRIVIALITÄT UND TRANSZENDENZ, die zu repräsentieren ich das Vergnügen habe, hat Sie zu dieser Expertenrunde eingeladen, um im Interesse eines breiteren Publikums zu einem möglichst ganzheitlichen Bild zu kommen. Uns interessiert, im weitesten Sinne, die Frage nach dem Lebenserfolg, nach der Lesart ihrer Biographie: Ist sie in Moll oder Dur gehal-

ten, wenn ich es einmal so umschreiben darf. War sie erfolgreich oder ist sie gescheitert? Ist sie glücklich oder unglücklich zu nennen? Wir fragen dies auch und besonders im Interesse unserer breiten weiblichen Mitgliedschaft, deren Lebensglück sie wiederum mit ihren Entwürfen entscheidend beeinflußt hat und womöglich noch beeinflußt.«

»Nun gut«, stimmen die Herren zu, »sichten wir also zunächst das biographische Material.«

Das Leben im Lexikon (aus dem Brockhaus, 1894):

»E. Marlitt, Romanschriftstellerin, eigentlich Eugenie Friederike Christiane Henriette John, wurde am 5. Dezember 1825 zu Arnstadt in Thüringen als Tochter eines Malers geboren und im 16. Jahre von der regierenden Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen als Pflgetochter angenommen. Sie ging auf Kosten der Fürstin zu ihrer musikalischen Ausbildung nach Wien, wo sie drei Jahre lebte, betrat auch die Bühne, mußte jedoch wegen eines plötzlichen Gehörleidens der theatralischen Laufbahn entsagen und kehrte als Vorleserin in die Umgebung der Fürstin zurück. Nachdem sie 1863 ihre Stellung aufgegeben hatte, ging sie nach Arnstadt, wo sie lange leidend bei ihrem Bruder lebte und am 22. Juni 1887 starb.

Ihre erste Arbeit war die Novelle *Die zwölf Apostel*, die 1865 in der *Gartenlaube* erschien. Dieser Novelle folgten die Romane *Goldelse* (1866), mit der sie ihren literarischen Ruhm begründete, *Blaubart* (1866), *Das Geheimnis der alten Mamsell* (1867), *Reichsgräfin Gisela* (1869), *Heideprinzesschen* (1871), *Die zweite Frau* (1874), *Im Hause des Kommerzienrats* (1877), *Im Schillingshof* (1880), *Die Frau mit den Karfunkelsteinen* (1885). Den nachgelassenen Roman *Das Eulenhäus* vollendete W. Heimburg (1888).

Die Romane der Marlitt sind spannend und von lebhafter Darstellung, wenn ihnen auch jeder feinere künstlerische Reiz und tiefere poetische Wahrheit mangeln. Sämtliche Arbeiten wurden zunächst in der *Gartenlaube*, dann in Buchform veröffentlicht und hatten viele Auflagen. Eine illustrierte Gesamtausgabe ihrer *Gesammelten Romane und Novellen* erschien in zehn Bänden (Leipzig 1888–1890).«

Kränkungen

Daß die Kränkungen niemals enden.

Ich weiß ja: es ist nur der Neid. Sie gönnen mir den Erfolg nicht, müssen herunterputzen, entwerten, wonach ihnen selber das Wasser im Mund zusammenläuft.

Wie sie so vereint auf meinen literarischen Produkten herumhacken, die Kollegen Schriftsteller, die Herren Rezensenten und Literaturwissenschaftler! Aus der Distanz betrachtet, ist das ein eher komisches, amüsanter Schauspiel. »Seicht und flach«, »Figuren ohne jede Individualität«, »unerträglich moralisierend«, »Frauenzimmerliteratur«. Es gibt sogar inzwischen ein Etikett, das mit meinem Namen verbunden ist: »Marlitterei« – ein abqualifizierendes literarisches Urteil. Was sie vor allem meinen, sich aber nicht offen auszusprechen getrauen, ist: Warum muß die alte Kröte im Rollstuhl so viel Geld haben und ein so großes Publikum? Beides hätten sie nämlich auch gern.

Wahrscheinlich war es falsch, daß ich mich aus den Fehden der literarischen Welt herausgehalten habe. Ich hasse es, polemische Aufsätze oder Leserbriefe zu schreiben, und überhaupt paßt es mir besser, am Rande der Arena zu sitzen und den anderen zuzuschauen, wie sie sich ereifern und den schlechten Publikumsgeschmack schelten. Vielleicht wäre es klüger gewesen, wenn ich mich scharfzüngig in die Auseinandersetzung geworfen hätte, wie die Kollegin Courthsmahler. Wie herrlich deren gepfeffert Brief an Hans Reimann, diesen erbärmlichen Literaten: *»Was hat Sie eigentlich so furchtbar gegen mich erbost, daß Sie immer Reklame für mich machen?... Seit Sie mir die Ehre erweisen, mich in ver-*

schiedenen Intervallen wegen meiner harmlosen Märchen, mit denen ich meinem Publikum einige sorglose Stunden zu schaffen versuche, anzupöbeln, werden diese noch mehr gekauft als bisher.«¹ Recht so, Hedwig! Doch natürlich können wir beide auf die Reklame von Reimann & Co ebenso verzichten wie auf eine anpreisende Verlagswerbung – unsere Sachen gehen ohne jede äußere Unterstützung. Die Herren von der hohen Literatur trösten sich da gern mit dem Nachruhm: Unsere Trivialromane hätten zwar die großen Auflagen, erklären sie verächtlich – und schielen dabei sabbernd auf unsere Honorar- und Lizenzabrechnungen –, dafür aber wären wir Eintagsfliegen, schon übermorgen vergessen. Alle Welt weiß inzwischen, daß dies nicht der Fall ist. Zwar wehre ich mich ganz entschieden dagegen, mit Hedwig Courths-Mahler in einen Topf geworfen zu werden – ich habe niemals in der Absicht geschrieben, meinem Publikum mit harmlosen Märchen sorglose Stunden zu bereiten. Ich wollte erziehen, aufklären, in jungen Mädchen den Trieb der Nachahmung wecken. Und während ich für meine neun Romane und vier Novellen immerhin gut fünfundzwanzig Jahre gebraucht habe, hat sie über zweihundertfünfzig Romänchen produziert in ihrem Leben, die freilich auch von etwas anderer Qualität waren als meine. Doch in einem Punkt ergeht es uns beiden gleich: Aller üblen Nachrede zum Trotz leben Courths-Mahler und ich, wir sind nicht umzubringen – Auflage um Auflage. Und sind wir einmal ein Jahrzehnt totgesagt, dann flackert doch mit Sicherheit im nächsten ein geschäftskundiges Interesse an der Volksseele wieder auf, namentlich an der des Weibes, und wir sind erneut auf dem Markt – ob gebunden, in illustrierter Nostalgie-Ausgabe, oder billig im Kaufhaus-Paperback. Meinetwegen sollen sie uns als die Ahninnen der Herzensschmerz-Heftchen ansehen. Aber wer, zum Beispiel, kennt heute noch Hans Reimann? Niemand, nicht einmal dem Namen nach! Vielleicht

will es die Ironie des Schicksals, daß das einzige, ihm für den Nachruhm vorbehaltene Plätzchen demaleinst eine Erwähnung als Meckerer in einer Courths-Mahler-Biographie ist. Es ist eine sonderbare Sache mit dem Erfolg. Zweimal im Leben glaubte ich, es geschafft zu haben, und beide Male bin ich doch wieder gescheitert. Das erste Mal war es ein plötzlicher Absturz, das zweite Mal ein allmähliches Zerbröckeln, Verbröseln des Triumphes.

Ich würde lügen, wenn ich behauptete, daß ich mich ungerne an die Jahre 1866 bis 1871 erinnere. Sie waren der Zenit meines Erfolgs. Insbesondere die Zeit ganz am Anfang, als die ersten Fortsetzungen der »Goldelse« in der »Gartenlaube« erschienen. Tante Ottilies aufgeregter Brief aus Leipzig an Alfred und Ida: »Ihr solltet die Menschenansammlungen vor dem Verlagshaus in der Königstraße sehen! Einfach unglaublich, wie die Menschen sich drängen, wie sie auf der Treppe sitzend, am Gitter lehnend warten, bis ein Plätzchen vor den Schaukästen zum Lesen frei wird. Man sollte meinen, es ginge um Krieg und Frieden! Und Eugenie mit der goldenen Feder wohnt bei Euch!« schloß sie schwärmerisch. Wahrscheinlich meinte auch sie, damals schon, das goldene Portemonnaie.

Auch in den darauffolgenden Jahren habe ich es gern zur Kenntnis genommen, wenn die Leute mir schrieben: »Vielen Dank für Ihre wunderbaren Romane, mit denen Sie uns so schöne Stunden bereitet haben...« Oder auch neckisch: »Es ist ein Kreuz mit der täglichen Post, wenn in der »Gartenlaube« ein neuer Roman von Ihnen angeht! Man muß Stunden um Stunden darauf warten, die Geschäfte bleiben liegen, weil die Bediensteten den Postboten abfangen; das Dienstmädchen versteckt sich mit der »Gartenlaube« unter der Treppe, um zuerst seinen Teil wegzulesen, während die gnädige Frau verzweifelt wartend im Wohnzimmer auf und ab läuft, bis die Reihe an sie kommt...« Welcher Schriftsteller

erlebt schon solche Belohnungen für seine Arbeit? Die blasen sich doch schon auf wie die Frösche, wenn ihnen im Leben ein einziges Mal jemand im Eisenbahnabteil gegenüber sitzt, der ein von ihnen geschriebenes Buch in der Hand hält.

Viele Hunderte von Briefen in meinen Postalben, Bruder Alfred wird sie sicher gezählt haben. Allmählich, im Laufe der Jahre, wurden es weniger, aber mit jedem neuen Roman schwoll die Flut aufs neue an. Gelesen habe ich sie alle, beantworten konnte ich nur die wenigsten. Und was die Einkünfte betrifft: pecunia non olet. Fürstin Mathilde soll sich, wie uns zugetragen wurde, etwas befremdet über das »Marlittsheim« geäußert haben: »Wer hätte gedacht, daß unsere kleine Jenny einmal ihr eigenes Schlößchen haben würde! Nur zu einem Prinzen hat sie es ja leider nicht gebracht.« Aber können mich die Sticheleien einer Frau treffen, die es selber nur zwölf Jahre lang in einer Konventionsehe ausgehalten und die Jahre danach, allein, gar nicht gut bestanden hat? Ich lebe immerhin mit der Familie meines Bruders, die ich auch meine Familie nennen kann. Meine Einkünfte übersteigen inzwischen die Apanage der Fürstin, und das muß ihr zu schaffen machen. Schließlich war sie es gewohnt, sich als meine Wohltäterin zu sehen. Ja, liebe Mathilde, die arme Pflgetochter hat es am Ende doch zu etwas gebracht, und zwar durch eigene Leistung, nicht durch adlige Geburt oder reiche Heirat. Die Konkurrenz machte uns beiden in den Jahren unseres Zusammenlebens immer mehr zu schaffen, und ich finde, du solltest dir einmal Rechenschaft darüber ablegen, wie du mich unter dem Mantel der mütterlichen Fürsorge und des freundschaftlichen Wohlwollens gepiesackt und so manches Mal deine Launen hast spüren lassen. Da soll ich nun Stellung nehmen zu meinem Leben. »*Ihr ward persönlich ein schweres, geistig und materiell ein glänzendes Los*«², steht zum Beispiel in dieser Literaturge-

schichte. Wann ist jemand erfolgreich? Wenn er oder sie von mehr Menschen beneidet oder bewundert als bedauert und bemitleidet wird? Oder wenn sich alle Träume erfüllen? Doch wessen Träume werden schon in der Weise Wirklichkeit, daß sich mit den erfüllten Wünschen auch die ersehnte Befriedigung einstellt? Die einen bekommen nie das, was sie wollen, und sind doch womöglich besser dran als andere, die erfahren müssen, daß sie nicht wirklich meinten, was sie wollten und auch bekamen. Warum soll ich gescheitert sein, nur weil ich illusionäre Hoffnungen begraben und mich den Umständen angepaßt habe?

Die Menschen, die mich scheinbar bewundern und in Wirklichkeit beneiden, sind mir ebenso zuwider wie die, die meinen, auf mich herabsehen zu können. Es wird höchste Zeit für eine seriöse Biographie. Wenn ich sie schon nicht selber schreiben kann, ziehe ich entschieden das Schlichte, Nüchterne vor, möglichst nur die Fakten, so wenig Wertung wie möglich.

Die seriöse Biographie I: Kindheit (1825–1841)

Eugenie Marlitts Vater, Ernst Johann Friedrich John, stammte aus einer alten Kaufmannsfamilie. Er war vielseitig interessiert und begabt, vor allem zog es ihn zur Malerei hin, aber sein Vater bestand darauf, daß er den Kaufmannsberuf erlernte. Im Jahre 1823 heiratete Ernst John nach langer Werbezeit Johanna Böhm, die aus einer der angesehensten Kaufmannsfamilien Arnstadts kam. Das Vermögen der Familie gehörte fast ganz Johannas Mutter, die mit der Partie ihrer Tochter außerordentlich unzufrieden war: sie hatte sie im Überfluß und für einen besseren Schwiegersohn erzogen.

Ernst und Johanna John, geborene Böhm, wohnten in einem großzügigen Bürgerhaus am Markt. Ernst führte eine Leihbibliothek. Von einem solchen Geschäft erhoffte er sich am ehesten, daß es ihm die Möglichkeit bot, seine künstlerischen und literarischen Neigungen zu einem Beruf auszubauen. Es gab dort Reisebeschreibungen, Ritter- und Abenteuergeschichten, gehobene und gängige Unterhaltungsliteratur. 1824 wurde als erstes Kind die Tochter Rosalie geboren. Eugenie folgte 1825 auf dem Fuße. Schließlich kamen die Brüder Hermann, Alfred und Max.

Ernst John las viel; er interessierte sich für Kunst und Wissenschaft und verbrachte seine freie Zeit mit Malen, Zeichnen und der Beobachtung des Sternenhimmels. Er war ein Träumer, unfähig, die praktische Seite des Lebens zu meistern, und ihm fehlte das rechte Geschick fürs Geschäft. Als Alfred geboren wurde, mußte er Bankrott anmelden. Die Familie zog in ein ärmliches kleines Gartenhaus, das dürftig eingerichtet, ständig feucht und schwer zu heizen war. Jahre

materieller Not folgten. Schwiegermutter Böhm tat nur wenig, um der Familie ihrer Tochter unter die Arme zu greifen. Bankrott zu sein hieß nicht nur, die ökonomische Grundlage verloren zu haben, es bedeutete auch persönliches Versagen, selbstverschuldete soziale Ächtung. Daraufhin taten sich die Verwandten von Ernst John zusammen und ermöglichten ihm eine Ausbildung als Kunstmaler in Dresden, damit die Malerei wenigstens zu etwas nütze sei. Nach seiner Rückkehr malte er Porträts und Ladenschilder, eine nicht sehr einträgliche Tätigkeit. Johanna John muß den gesellschaftlichen Abstieg besonders hart empfunden haben; sie litt schweigend, aber sichtbar. Der Vergleich mit den Verhältnissen in der Familie, aus der sie kam, drängte sich auf. Die Atmosphäre verschämter Armut, mit Stolz kompensiert, prägte Eugenes Kindheit.

Alle Kinder der Johns waren begabt und besaßen künstlerisches Talent. Eugenie, die zweite Tochter, fiel schon früh durch ungewöhnliche Fähigkeiten auf. Sie war ein schönes und liebenswürdiges Kind, mit schneller Auffassungsgabe, meist gutgelaunt, mit dunklen Locken und blauen Augen, ein Kind, das lieber hüpfte als ging, das gern streunte und stöberte, Besorgungsgänge zur Abenteuerausuche umgestaltete, mit reicher Phantasie ausgestattet, ein Kind, das gern Geschichten erfand und erzählte. Vor allem ihre musikalische Begabung galt früh als etwas Besonderes. Kantor Stade, Musiklehrer an der Arnstädter Schule, ließ sie schon als Achtjährige in kleinen Konzerten und in seinem Gesangsverein mitwirken, und er pries den Eltern ihr Talent: »*Sie hat Millionen in der Kehle.*«³

Verwilderte Gärten

Heute morgen ist die Großmama wieder da gewesen, seit längerer Zeit zum ersten Mal. Papa war nicht zu Hause, er war gleich nach dem Frühstück mit der Staffelei losgezogen; ich hätte ihn gern begleitet, aber Mama sagte: »Heute muß das Silber geputzt werden, und Karoline hat genügend in der Küche zu tun – du bleibst.«

Die Großmama hält sich nie lange bei uns auf. Sie steht in Hut und Mantel in der Diele und sieht sich mit sonderbaren Blicken um, während sie uns die Fingerspitzen ihrer rechten Hand zum Kuß reicht. Die Finger unter den dünnen Handschuhen sind knochig und kühl, die Hände voller brauner Flecken. Großmama will nur die Mama zu einer kurzen Spazierfahrt abholen, der Wagen wartet draußen vor dem Tor. Eigentlich mag ich Großmutter's Besuche nicht besonders. Sie bringt uns nur selten etwas Schönes mit, und hinterher weint Mama oft hinter verschlossener Schlafzimmertür, was Karoline »die Migräne« nennt, und Papa macht lange Spaziergänge und sieht die Mama beim Essen nicht an, wenn sie kleine spitze Bemerkungen fallen läßt. Die Mama ist sehr schön, außer wenn sie Migräne hat und an Papa und uns Kindern herumnörgelt und weint.

»Eugenie, ich fahre mit Großmama aus und bin zum Essen zurück.«

»Darf ich dann auch nach draußen?«

»Ja, aber nimm den Kleinen mit, er braucht frische Luft, und vergiß dein Strickzeug nicht. Und du legst dich am besten ein Stündchen hin, Rosalie, du siehst wieder so blaß aus. Ich werde dir später eine heiße Schokolade bringen.«

Immer dieses Strickzeug! Dabei werde ich nie über die Ferse hinauskommen. So stoße ich den Kinderwagen voran – immer muß man sich um die Kleinen kümmern, immer das Baby am Bein. Doch draußen scheint herrlich die Sonne. Verwahrloste Spätsommergärten, von Unkraut überwuchert, da weiß ich ein Loch im Zaun, zwischen den Haselnußsträuchern, wo auch der Kinderwagen durchpaßt. Schnell hinein in den Unterholzdschugel, das Schlingpflanzendickicht. Hier ist es feucht und modrig und kühl, und den blauen Himmel sieht man nur manchmal, sehr weit weg, über den rauschenden alten Bäumen, wenn man rücklings im Gras liegt und träumt. Eine Geschichte von einer Stadt, die ganz hoch oben im Baum liegt, erst muß man den kahlen nackten Stamm drei Tage lang emporklettern, mit Seilen und Steigeisen, dann kommt man plötzlich an einem Stadttor an, das sich zwischen den Blättern auftut. Was wollen Sie hier? Dies ist eine tausend Jahre verzauberte Stadt, und nur wer ... Da schreit Klein-Max, den ich im Kinderwagen auf der Lichtung zurückgelassen habe.

Oder der Friedhof. Der alte Friedhof, wo ich die Wege entlangschleiche und die Inschriften zu entziffern versuche auf den alten, halb umgestürzten Steinen, unter denen die Toten verwesen. Manchmal bin ich eine trauernde Waise – haben kein Mütterchen, kein Väterchen mehr, sind so bitter allein, mein Brüderchen und ich –, kniend, mit gebeugtem Rücken, und da kommen mir schon die Tränen, ganz von selbst. Natürlich suche ich mir dazu ein besonders schönes Grab aus, eines mit marmorner Gedenktafel, an der rechts und links zwei Rosenbüsche ranken, und dahinter schwebt ein marmorner Engel mit aufgeschlagenem Gesangbuch. Es ist die Grabstätte einer Adelsfamilie, »die letzte Ruhe derer von Berg«, und Max und ich sind adlige Waisenkinder, die in Armut aufwachsen müssen, verraten und bestohlen von bösen Menschen. Zwischendurch sehe ich mich verstohlen

um: Beobachtet mich auch niemand? Wird es auch niemand den Eltern weitererzählen?

»Da stand nun das kleine verlassene Wesen vor dem Fleckchen Erde, das den Gegenstand all seiner süßen, sehn-süchtigen Kinderträume deckte! Ringsum lagen geschmückte Gräber... Ein leichtes Lüftchen strich vorüber, weich und kühlend, wie die beschwichtigende Mutterhand sich um die klopfende Schläfe des fieberkranken Lieblings legt. Die Astern nickten herüber zu dem tieftraurigen Kinde, und auch durch die dünnen Blütenrispen der Gräser zog es leise flüsternd.«⁴

Weiter! Rennend stoße ich den Kinderwagen voran. Aus dem hinteren Tor, den Hügel hinauf, in den Wald. Die Räder versinken im Laub, und der Geruch von Pilzen und Rinde, Moos und Farn hüllt uns ein. Licht- und Schattenflecken tanzen. Und ich stoße das Baby voran, hüh, hott, auf holprigem Weg, auf, ab, Stock und Stein, singe ihm vor von der Waldeslust. Ab und zu erschrecke ich ihn auch ein bißchen: Buuuu-aaah! Wildes Tier, böser Mann, kommen aus dem Busch gesprungen.

Böser Mann. Da fällt mir der Traum wieder ein, immer an dieser Stelle, nicht im Wald, sondern am Hang davor, auf dem schmalen überwachsenen Pfad, der leicht ansteigend zwischen zwei Grundstücken verläuft. Die Kinder nennen ihn den »Räuberweg«, und das eine der beiden Häuser, das obere, das man im Sommer nur stückweise düster zwischen den Bäumen emporragen sieht, steht schon viele Jahre leer. Dort habe ich einmal einen schwarzen Mann geträumt, der auf der Fensterbank hockte und lauernd auf mich herunterblickte, halb Mensch, halb Affe, mehr ein Gorilla, wenn man genauer hinsah, und ich war entsetzt und rannte wie gehetzt den Räuberweg entlang, doch da sprang er auch schon von der Fensterbank und in großen Sätzen mir nach, Zähne fletschend. Es war nur ein Traum, aber jedesmal, wenn ich an

dieser Stelle den Räuberweg entlangkomme, muß ich unwillkürlich den Hang hinaufschauen, zu der öden Hinterseite des Hauses und dem unteren rechten Fenster hin, und dann laufe ich ein bißchen schneller.

Der Strickstrumpf wird und wird nicht fertig. Rosalie, die dumme Ziege, ist schon beim zweiten. Strickt wie eine Alte, klickklack, hockt auch immerfort in der Stube. Heulsuse, Zimperliese. Sie ist viel schlechter in der Schule als ich, sie hilft auch viel weniger im Haus, und doch machen alle immer so viel Aufhebens um sie. Rosalie und ihre schwache Gesundheit, ihre vielen Wehwehchen. Ruh dich ein bißchen aus, sagt Mutter nach der Schule als erstes zu ihr, du bist ja wieder ganz erschöpft. Rosalie, die Zarte, die Nervöse, sie spielt ihre Rolle so gut, daß sie von allen verwöhnt wird, und ich muß mich um die Kleinen kümmern und Karoline zur Hand gehen. Früher hatten wir viele Dienstboten: Friederike, Josefine, den alten Heinrich und Karoline. Jetzt haben wir nur noch Karoline. Rosalie und ich müssen unsere Betten selbst machen und manchmal Besorgungsgänge und beim Zubereiten des Essens und bei der Wäsche helfen; Karoline kocht und putzt. Aber Rosalie kriegt es fertig, für jede Arbeit zu zart zu sein, und die Jungen sind zu klein und außerdem Jungen. Rosalie ist Mamas Liebling, ganz klar. Ich bin Papas Tochter.

Spaziergänge mit Papa sind das Schönste. Ich gehe gern an seiner Hand. Ich klettere durch das verfallende Mauerwerk des Benediktinerklosters, während Papa malt. »Weißt du, daß die Glocken der Liebfrauenkirche den allerschönsten Klang von allen Kirchenglocken in Thüringen haben? Und vielleicht von allen deutschen Ländern?« Ich suche den unterirdischen Gang, der unter dem Klostergemäuer liegen muß, in dem die Zwölf Apostel versteckt sind. Und vielleicht lebt hier noch irgendwo eine uralte Nonne, die nachts mit aufgelöstem Haar durch die Ruine irrt und singt und klagt

und sich tagsüber in einem winzigen Verschlag versteckt, den sie sich gebaut hat. Sie nährt sich von einem kleinen Gemüsegarten, den sie da oben, irgendwo zwischen den Mauern, angelegt hat. Sie weiß wohl als einzige, wo der reiche Klosterschatz vergraben liegt oder die Schatulle mit den Dokumenten, aus denen das ganze dunkle Geheimnis hervorgeht, zum Beispiel auch, daß die Nonne einst einen Grafensohn liebte, bevor man sie ins Kloster steckte...

»Spiel du nur weiter, Eugenie, und stöbere in Ruhe, während ich diese Skizze beende«, sagt Vater, und auf dem Rückweg erzählt er mir von der Reformation und den Bilderstürmern und der Franzosenzeit, und wenn es dämmrig wird und die Sterne am Himmel zu erkennen sind, erklärt er mir die Sternbilder. Er hat sich im Garten hinter unserem Haus ein Fernrohr gebaut.

Spaziergänge mit Papa sind das Allerschönste, obwohl ich genau merke, wie die Leute manchmal hinter unserem Rücken über ihn reden, wenn wir Hand in Hand mit dem Zeichenblock durch die Straßen gehen.

»Es wird Zeit, daß du dich wie ein Mädchen benimmst. Leg dein Tuch um, wenn du auf die Straße gehst. Zeit, daß du aufhörst, dich wie eine Landstreicherin zu gebärden. Du wirst in Zukunft mehr zu Hause bleiben, damit ich dich in den Haushalt einführen kann«, sagt Mutter. Nur zur Singstunde läßt sie mich noch fort, kein Streunen mehr durch Wald und Felder. Kantor Stade war bei den Eltern und hat gefragt, ob ich im Schulkonzert das große Solo singen darf. Da stehe ich auf der Bühne, und unten sitzen all die anderen aus meiner Klasse und die Großen und die Eltern aller Schülerinnen, und sie hören mir verzückt zu und klatschen begeistert. »Angeberin, alte Streberin!« sagte Küsters Helene neulich, die selbst eine schlechte Schülerin ist. »Du spielst dich hier auf, als wärst du was Besseres, und dabei weiß jeder, daß dein Papa Ladenschilder pinselt. Ganz ordinäre Schilder!

Und ihr wohnt ziemlich heruntergekommen, hat auch meine Mami gesagt, und bei euch stinkt es.«

»Die Eugenie und ihre Geschwister haben es doch immer so eilig, in die Schule zu kommen – und wißt ihr auch, warum?« fragt Luise Krull, Kaufmann Krulls Älteste, hämisch. »Bei denen zu Hause ist nämlich nicht geheizt, deshalb rennen sie den ganzen Schulweg, damit sie endlich ins Warme kommen«, erklärt sie den anderen, und alle lachen.

Ich denke mir Geschichten aus. Wenn ich groß bin, werde ich wahnsinnig reich und vornehm sein, weil ich einen Prinzen heirate. Mein Mann und ich werden gelegentlich nach Arnstadt in die Sommerfrische kommen. Ich werde die tollsten Kleider haben und Schmuck, und alle werden vor Neid ganz stumm und blaß, wenn ich ihnen mit meiner schneeweiß behandschuhten Hand lässig aus dem Wagenfenster winke, während die Kutsche langsam über den Marktplatz rollt. Und Küsters Helene und Kaufmann Krulls Luise knicksen tief, wenn der Bedienstete mich aus dem Wagen hebt.

Die seriöse Biographie II: Jugend (1841–1847)

1841 wandte sich Vater John, ermutigt durch das positive Urteil über Eugenie's musikalische Begabung, an die Landesfürstin von Schwarzburg-Sondershausen, die als Mäzenin für die schönen Künste galt, und bat sie, sich der Gesangsausbildung seiner Tochter wohlwollend anzunehmen. Die Fürstin schickte unverzüglich den Bassisten Krieg vom Hoftheater Sondershausen, damit er Eugenie einer kleinen Prüfung unterziehe. Auf dem einzigen in ihrem Elternhaus vorhandenen Musikinstrument, einem ältlichen Spinett, schlug Krieg einzelne Töne an, die Eugenie nachsingen mußte. Das Ergebnis war zufriedenstellend: er konnte die John-Tochter der Fürstin warm empfehlen.

Fürstin Mathilde, die seit 1835 mit dem Landesfürsten von Schwarzburg-Sondershausen verheiratet war, hatte die Absicht, die kleine Residenzstadt zu einem bedeutenden kulturellen Zentrum zu machen. Sie wandte viel Geld für Theater und Oper sowie zur Förderung des künstlerischen Nachwuchses auf und hatte selber literarische Neigungen. Jetzt ließ sie die sechzehnjährige Eugenie nach Sondershausen kommen, wo sie zu einer ordentlichen Familie in Pension gegeben wurde. »Jenny«, wie Eugenie von der Fürstin genannt wurde, erhielt auf deren Veranlassung und Kosten allgemeinbildenden und Musikunterricht, Unterweisung in Klavier und Gesang. Die Französischstunden wurden ihr gemeinsam mit den Fürstenkindern im Schloß erteilt. Sie wurde sorgfältig eingekleidet, wiederholt reich beschenkt und hatte Gelegenheit, sich jede Aufführung im Theater anzuschauen. Ihre Eltern sah sie während der drei Jahre, die sie in Sondershau-

sen verbrachte, nicht allzu häufig, doch beschrieb sie ihnen die Wohltaten der Fürstin in ausführlichen Briefen.

Als der Zeitpunkt einer Berufswahl näherrückte, legte Mathilde ihrem Schützling nahe, Gouvernante oder Lehrerin zu werden, keine großartige, aber dafür eine sichere und solide berufliche Laufbahn. Doch Jenny wünschte sich nach wie vor, Opernsängerin zu werden, und die Fürstin ließ ihr freie Wahl. Sie schickte Eugenie 1844 zur weiteren Ausbildung nach Wien, wo sie bei berühmten Lehrern Gesangunterricht nehmen sollte. Reichlich mit Garderobe und allerlei persönlichen Gegenständen versehen, begab sich Jenny in Begleitung einer Hofdame auf die Reise.

Wieder hatte die Fürstin ihr eine Wohnung mit Familienanschluß vermittelt. Sie lebte im Hause des Wiener Hofbeamten von Huber. Zu dessen Frau – Eugenie nannte sie »Pflegermütterchen« – und zu den drei Töchtern entwickelten sich bald enge freundschaftliche Beziehungen; die jungen Mädchen duzten sich, und mit Leopoldine, die später den Polizeihofrat von Nischer heiratete, korrespondierte Eugenie ihr Leben lang.

Im Rückblick bezeichnete sie die beiden Jahre in Wien als die schönste Zeit ihres Lebens, als das »goldene Zeitalter«. Hier war sie nicht mehr die arme Malerstochter, von allen benedict, weil von der Fürstin protegiert, sondern eine hoffnungsvolle junge Sängerin; sie war in der Blüte ihrer Jahre und blickte zuversichtlich in die Zukunft. Frau von Huber und ihre Töchter führten sie in die besten Kreise der Wiener Gesellschaft ein; sie besuchte das Theater, die Oper, Konzerte und Bälle und lernte viele bedeutende Persönlichkeiten kennen. Daneben setzte sie ihre Gesangstunden fort und übte unermüdlich; sie lernte auch Italienisch.

Der Fürstin erstattete Eugenie brieflich Bericht über ihre Fortschritte, und in den Briefen an ihre Eltern entwarf sie immer wieder das Bild ihrer bald bevorstehenden glänzen-

den Zukunft, die es erlauben würde, den Eltern und Geschwistern endlich ein von materiellen Sorgen freies Leben zu ermöglichen.

1847 war Eugenie's Ausbildung so weit gediehen, daß die Fürstin glaubte, sie nunmehr der Öffentlichkeit vorführen zu können. Sie vermittelte ihr für ihr Debüt die Rolle der Gabriele in Kreutzers Oper »Nachtlager«, die am 8. März 1847 in Leipzig aufgeführt wurde.

Mäzenin Mathilde

Ich bin recht froh, daß Vater, und nur Vater, mich in mein neues Leben begleitet. Mutter hat in diesen Tagen wieder den erloschenen Blick, zugleich die angespannten Züge und die monotone, gepreßte Stimme, mit der sie uns zu bedeuten pflegt: Es wird mir alles zuviel, ihr seid allesamt eine kaum erträgliche Zumutung für mich. Und doch hat sie beim Abschied geschluchzt: Ich gönne es dir, mein Kind – mach uns nur ja keine Schande! Rosalie hatte es vorgezogen, sich an diesem Tag ins Bett zu begeben, das Übliche, und die Jungen brachten uns feixend zur Poststation, wurden dann aber ganz still und verdrückten sich, bevor die Kutsche abfuhr.

In Sondershausen steigen wir in dem preiswerteren der beiden Gasthöfe am Markt ab. Es ist zu spät, um noch bei Hofe vorzusprechen. Am anderen Morgen erwache ich sehr aufgeregt. Mutter hat mir mit Karolines Hilfe ihr altes Sonntagskleid umgearbeitet, das ich nun zum ersten Mal trage. Es ist wohl immer noch ein ganz schönes Kleid, zumindest ein guter Stoff, aber ich komme schwer mit dem Anziehen zu recht und fühle mich darin steif und sonderbar eingezwängt. Meine Schritte werden klein und trippelnd, als ich an Vaters Seite auf dem Weg zum Schloß die Pfützen zu umkreisen versuche.

Er kommentiert meinen neuen Sonntagsstaat mit keinem Wort – dergleichen Äußerlichkeiten bemerkt er gar nicht –, gibt mir aber Verhaltensmaßregeln mit: »Das Wichtigste ist, daß du dich gerade hältst, aufrecht, Kopf hoch, Brust raus. Du brauchst dich nicht zu schämen. Du kommst aus einer guten alten Bürgerfamilie. Du mußt auch nicht geradezu ver-